

Seit diesem Juni lese ich immer häufiger über ein Ende des Krieges. Wie wird die Ukraine nach dem Krieg aussehen? Wird Selenski nach dem Krieg noch einmal kandidieren? Und was wird mit Russland sein nach dem Krieg? Gelehrte Analysen über Sieg versprechende Strategien wurden plötzlich abgelöst von Betrachtungen darüber, in welcher Welt wir nach dem Ende des Krieges leben würden.

Warum? Hatte man einfach genug vom Krieg? Oder waren alle zu dem Schluss gekommen, dass die ukrainische Offensive kein spektakulärer Erfolg sein werde und man sich angesichts des Patts besser Gedanken über die Zukunft machen sollte?

Vielleicht finden auch irgendwo schon Geheimgespräche statt? Das ist doch sehr wahrscheinlich. Oft schon wurde während der Kriegshandlungen verhandelt. Vielleicht tut das jetzt auch jemand?

In Istanbul zum Beispiel oder in Wien, in abgechiedenen Sälen, in denen sich finstere Männer und einige wenige Frauen ganz erschöpft gegenüber sitzen und ihre Trümpfe und Schwächen wägen, untereinander flüstern, dann offiziell ihre inoffiziellen Standpunkte erklären, und der Druck dieser Gespräche ist so gross, dass er irgendwo einen Ausweg findet, durch irgendeine Ritze. Jemand sticht etwas Vertrauliches durch, jemand missbraucht dieses Vertrauen auf gesellschaftlich gerade noch akzeptable Weise, schon steigt das Geheimnis, ohne aufzuhören, eines zu sein, an die Oberfläche, sickert durch, und Experten, die mehr wissen, als sie schreiben dürfen, schreiben, so viel sie können, doch sie wissen nun mal, was sie wissen, und was sie wissen, schwellt irgendwo unter dem, was sie schreiben, wie die Feuerglut nach dem Regen.

Macht es nicht den Sinn jedes Krieges aus, was nach ihm kommt? Genau deshalb habe ich bei meinen drei Reisen in den Donbas und ins Gebiet Charkiw in der ersten Hälfte 2023 vielen ukrainischen Soldaten ein und dieselbe Frage gestellt: Was wirst du tun, wenn der Krieg zu Ende ist? Wir unterhielten uns in Soldatenbehausungen, Schützengräben, auf Truppenübungsplätzen, im Bunker unter Beschuss oder während einer Patrouille in unmittelbarer Grenznähe, an der ich ganz inoffiziell, gegen das Verbot des Kommandos, teilnehmen durfte, um die Arbeit der Aufklärer beobachten zu können. Ich musste mich für einen der Soldaten ausgeben, um trotz diesem Journalistenverbot die Posten abfahren zu können. Schliesslich bin ich kein Journalist.

Hilfreich war die Outdoor-Kleidung in Brauntönen, die ich in Frontnähe trage. Tarnfleck zog ich mir nicht an, aber auch die ukrainische Armee trägt alle Militärfarben der Welt. Der sympathische junge Leutnant, mit dem ich an der Grenze war, hatte einen deutschen Panzeroverall im charakteristischen Flecktmuster und eine Weste aus Lubawa im polnischen Waldpanthermuster. Nie klemmte ich mir das «PRESS»-Schild an die Schutzweste oder den Helm. Die Russen beschiesse bekanntlich gern Orte, an denen ausländische sich sammeln; aus der Erfahrung anderer klug, wollte ich nicht etwas auf mich aufmerksam machen.

Ich erwähne das, weil mir Umstände wichtig erscheinen, unter denen ich die Frage stellte und die Antworten hörte. Ich fragte nach dem Krieg, der offensichtlich ist wie Himmel, Erde, Berg und Steine und Schlamm, nach dem Krieg als natürlichem Zustand, der sich im Geschick der Menschheit erschöpft. Soldaten registriert, in Angst und Zorn. Andere stellten die Frage und hätten auch die Antworten gelautet, wenn sie Soldaten und Menschen in Kiew gestellt hätte, wie sie anders in Warschau und Berlin.

Ich fragte also: «Was wirst du nach dem Ende des Krieges tun?» Manche sagten, sie wollten ihr Studium wiederaufnehmen, andere wollen in der Armee bleiben, drei vielleicht erzählten mir von Pensionen und Hotels, die sie vor 2014 auf der Krim besessen hatten und zu denen sie nach dem Krieg zurückwollten. Unter ihnen ein Oberleutnant des ukrainischen Geheimdienstes, der nach einigem Alkohol bereitwillig von seiner Ausbildung an der KGB-Schule in St. Petersburg erzählte. Ihm glaubte ich das kleine Hotel, den anderen nicht unbedingt.

Kämpfen bis zum Sieg

Der junge Bursche, nennen wir ihn Dschura, Feldwebel der Luftlande-Sturm-Truppen, erstklassiger Spezialist für Aktionen der leichten Infanterie in urbanisiertem Gelände, schwor, dass er nach dem Ende des Krieges um nichts auf der Welt in der Armee bleiben wolle. Er werde bis zum Sieg kämpfen, aber er habe die Waffen satt und wolle nach dem Kriegsende kein Gewehr auch nur von weitem ansehen. Ich wünschte ihm, dass das so sein möge. «Soll der Krieg zu Ende gehen, und ich lass das alles sein», sagte er. Er kämpfte, weil er das für seine Pflicht hielt, eine andere Möglichkeit sah er angesichts des seit 2014 dauernden Kriegs

nicht für sich, aber der Krieg faszinierte ihn nicht auch die Armee und die Waffen nicht.

Bei dem Gespräch mit ihm wollte ich gern wissen, dass er durch den Krieg kommt wie Moskau durch das Rote Meer, das vor ihm auseinandertritt. Er wird trocken und unbefleckt, dem Krieg hindurchkommen und sich ins Leben stürzen. Einige Tage nach unserer ersten Begegnung wurde selbsterwählter, gepanzertes Transporter von den Russen getroffen und er verwundet, aber er genas. Splinterwunden verheilen, ich glaube, ich glaube, dass der Krieg keine viel schwerer heilenden Wunden in Herzen und im Verstand meiner Kameraden hinterlässt, der nach dem Krieg Mathematik studieren und Gedichte schreiben will.

Die Russen werden zurückkommen

Der Letzte, dem ich diese Frage stellte, war ein erfahrener Soldat der 59. Brigade, dessen Namen wir nicht hier Rätte, auch wenn das nicht sein wirkliches Pseudonym ist. Wir hatten noch viel Zeit für das Gespräch, es dauerte viel länger als die vier Stunden, in Pokrowsk, wo ich ihm in der T-72-Land Cruiser übergab, den ich für das Geld der ukrainischen Spendenaufruf gekauft hatte.

Ich fragte Rätte also, was er nach dem Kriegsende tun werde, was seine Pläne seien, und er antwor-

te wie selbstverständlich: «Der Krieg wird nie aufhören. Der Krieg wird nie aufhören.»

Sprach's, zuckte mit den Schultern und fuhr nach Bachmut, das war im Mai, kurz nach dem endgültigen Fall der «Festung Bachmut», fuhr dorthin, um die von den ukrainischen Soldaten verlassenen Wohnblocks, die er zuvor vermint hatte, in die Luft zu jagen. Das sollte einige Tage dauern, und ich vermutete, er hat sie erst in die Luft gejagt, als schon russische Soldaten dort einzogen. Seine Antwort liess mir keine Ruhe. Wie – der Krieg wird niemals aufhören?

Jeder Krieg hört irgendwann auf. Noch auf die schrecklichsten Kriege folgte am Ende der Frieden, selbst wenn kein Friedensvertrag unterzeichnet wurde. Mancher Waffenstillstand ist dauerhafter als jeder Frieden. Rätte wusste das doch genauso gut wie ich. Dennoch hatte er gesagt, dass der Krieg nie aufhören werde. Am Abend desselben Tages sass ich mit seinen Freunden, aber ohne ihn in einer engen Küche, und sie erklärten mir zornig, dass für solche wie ihn und sie der Krieg erst zu Ende sei, wenn die russischen Soldaten ausgingen, die man töten könne – und die russische Armee hat viele Soldaten.

Die gehen nicht aus, da kann der jetzige Zar noch so verschwenderisch damit umgehen. Also hört auch der Krieg nicht auf. Immer wird es russische Soldaten zum Töten geben. Sie hätten die Leichen in Butscha mit eigenen Händen ausgegraben, sagten sie, und bei einem von ihnen weiss ich, dass das stimmen kann. Wie soll man das verzeihen?, fragten sie mich. Butscha, Irpin, Ver-

fassen lässt? Weisheit, die sich der Blindheit verdankt und ihnen die banale Einsicht verwehrt, dass jeder Krieg irgendwann aufhört, die dafür aber andere Wirklichkeitssinne schärft. Darüber schreibt George Santayana in einem – vielleicht dem bekanntesten – seiner «Selbstgespräche in England» mit dem Titel «Tipperary».

Das titelgebende «Tipperary» stammt aus einem Lied, der wehmütigen Klage eines irischen Emigranten in London, der sich nach seinem Heimatort sehnt. Dieses Lied, gar kein Soldatenlied, war bei den englischen Soldaten im Ersten Weltkrieg populär, sicher gerade wegen des darin ausgedrückten Heimwehs.

Krieg gehört zur menschlichen Natur

Santayana beschreibt in seinem Selbstgespräch die legendären Offiziere der britischen Armee, Rekonvaleszenten, die den Waffenstillstand im November 1918 feiern: «Diese jungen Männer sind keine Einspinnel, keine Dummköpfe; doch haben sie die härtesten aller Proben überstanden, haben das zerbrochene Herz der Welt gespalten und demaskiert gesehen, haben die langen Wachen vor der Schlacht erlebt, die langen Nächte, in denen sie sich wanden im Schmerz, und konnten dann über das Schauspiel mitzusehen, das sich vor ihnen abspielte, und hatten doch nicht gelernt, sich zu ändern. Und dennoch wähen diese Unglücklichen sich in Sicherheit! Sie glauben, der Krieg – vielleicht der letzte aller Kriege – sei zu Ende gegangen. Und die Toten sind sicher; nur die Lebenden sind die einzigen, die den Krieg erleben.»

Haben wir das nicht schon? Von Santayanas elegantem Meditations über den Frieden vor hundert Jahren hat ein einziger Satz überlebt – «Only the dead have seen the end of the war» –, er diente Ridley Scott als Motto in seinem «Blackhawk Down» und wurde von ihm irrtümlich Platon zugeschrieben, so wie angeblich General MacArthur das getan hatte. Kommt vor.

Ich habe wieder in «Tipperary» hineingeblättert, weil ich so eine Ahnung hatte, dass ich bei Santayana etwas finden würde, was mit Rattes nie endendem Krieg in idealem Gleichklang steht, wie eine Melodie, die längst aus der bewussten Erinnerung verschwunden ist, um dann plötzlich ganz frisch wieder zu erklingen.

«Wir sollten unseren Frieden mit der Existenz des Krieges machen», schreibt Santayana, aber sollten wir? Santayana, der vor hundert Jahren aus der Tiefe konservativen Nachdenkens über die Conditio humana auch über die Struktur der menschlichen Grundfrage hält die Pazifisten, die sich mit der Existenz des Krieges nicht abfinden wollen, nicht für Dummköpfe; ganz im Gegenteil, er hält sie für zu klug. Dadurch lebten sie wie in einem narkotischen Traum, abgeschnitten vom grausamen Realitätsprinzip.

Klüger und moralisch höherstehend als die Krieg befehlenden Generale und Politiker, glauben sie, dass der Krieg nur ein kriminelles, furchtbares Versehen ist und klügere und moralische Menschen – anders als die, die ihrer Meinung nach die Welt regieren – den Krieg ein für alle Mal aus der Wirklichkeit ausrotten könnten. «Ihr irrt euch», schreibt Santayana. «Dieser Krieg ist euer erstes Anzeichen einer ganz alten, fundamentalen, normalen Welt. Zum ersten Mal habt ihr Wirklichkeit geschmeckt.»

Dieses nicht die Welt ohne Kriege gegeben hat, heisst nicht, dass es diese künftig nicht geben kann. Gestützt auf den wenig geschätzten gesunden Menschenverstand, würde ich die These wagen, dass der Krieg der menschlichen Natur so tief eingeschrieben ist, dass er zu seinem Wesen gehört. Wir kämpfen, weil wir Menschen sind, leider, und wenn wir aufhören zu kämpfen, werden wir vielleicht etwas Besseres sein, aber – zum Glück vielleicht – keine Menschen mehr.

Jemand könnte sagen, dass wir, obwohl die menschliche Natur sich nicht ändert, doch die Sklaverei ausgerottet haben. Aber stimmt es denn, dass wir die Sklaverei ausgerottet haben, wenn wir im globalen Norden die Sklavenerbeit einfach nur aus unserem ziemlich engen Gesichtskreis verbannt haben, sie aber weiter nutzen? Was wir nicht sehen, verschwindet nicht einfach, selbst wenn unser Blick gewöhnlich nicht bis zu den Sweatshops und Fabriken des globalen Südens reicht.

Das bedeutet noch nicht, dass wir uns mit der Sklaverei abfinden oder sie akzeptieren sollten. Viele unausrottbare Aspekte der menschlichen Natur sind moralisch inakzeptabel, auch dieser Widerspruch gehört zur menschlichen Natur und verdammt die Gattung zum unvermeidlichen inne-

Der Krieg wird niemals enden

Bei meinen Besuchen an der Front im Donbas habe ich oft gefragt, was sie nach dem Krieg machen würden. Für manche wird der Schrecken nicht aufhören, auch wenn einmal der letzte Schuss gefallen ist. Von Szczepan Twardoch

EINER KANTON FÜR ST. GALLEN

Rätte gehe sogar dreissig Kilometer hinter die Frontlinie, unter null, wie das an der Front heisst, und sprengte dort, was sich in Russland sprengen liess. Zum Beispiel Lastwagen voller Soldaten, die sich im tiefsten Hinterland und in Sicherheit wähen. Weder Rätte noch seine Freunde erzählten mir davon, um ihre Männlichkeit, ihren Patriotismus oder ihren Hass auf die Russen unter Beweis zu stellen. Sie sagten das, glaube ich, weil sie keine Chance auf Frieden sahen, weder für sich selbst noch für das Land, das sie an der Front verteidigten.

Heiliger blinder Zorn

Damals schien mir, der heilige Zorn habe sie blind für die Wirklichkeit gemacht, heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Natürlich, dieser Krieg wird irgendwann enden, so wie alle Kriege. Irgendwann werden die Geschütze verstummen, werden die wachsamem Drohnenaugen nicht mehr Ausschau halten nach Zielen, wird ihr Summen nicht mehr den baldigen Artillerieangriff oder Raketenschlag ankündigen. Die Kondensstreifen am Himmel werden von Passagierflugzeugen stammen, nicht von Raketen und Jägern.

In diesem Sinne ist Rattes und seiner Freunde Zorn ebenso heilig wie blind – aber spricht aus dieser Blindheit nicht eine dunkle und geheime Weisheit, die sich schwer oder gar nicht in Worte